



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-r-: Von unsern Gymnasien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

so ergibt sich selbst bei einem höhern Jahresverdienste noch seine Steuerfreiheit oder aber eine ganz seiner Steuerkraft angemessene geringe Steuersumme.

Daß durch eine derartige gerechte Steuerverteilung und durch die in ihr liegende Entlastung der zahlreichern oder mit Schulden belasteten Familien deren zur Zeit so mißliche Verhältnisse wesentlich verbessert werden könnten, daß hierdurch deren Konsumkräfte zum Vorteile der einheimischen Produktion bedeutend erhöht werden könnten, dürfte nicht zu verkennen sein, zumal wenn man bedenkt, daß die direkten Steuersummen ja auch für andere Auslagen zc. maßgebend zu sein pflegen, wie z. B. für die Umlagen, Schul- und Kollegiengelder, für die Verteilung der Einquartierungslasten, für Armenrechtsverleihungen, Freistellen, Stipendien zc. Würden aber hierdurch die wirtschaftlichen Verhältnisse so vieler hartbedrängten Familien wesentlich verbessert und hierdurch diese konsumfähiger und dem ewig drohenden Steuerexekutor entrückt, so müßte das gegenwärtige Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumtion sich wieder mehr ausgleichen, der grelle Unterschied zwischen Reich und Arm sich wieder mehr verwaschen und der erbitterte Kampf zwischen den besitzenden und besitzlosen Bevölkerungsschichten erlahmen. Der Besitz selbst würde, indem er seiner drückenden Herrschaft entkleidet und in gerechterer Weise zu den öffentlichen Lasten herbeigezogen würde, nicht mehr in dem Grade wie jetzt angefeindet werden. Die ungleiche Besitzverteilung würde eben durch die den einzelnen Steuerkräften ganz angemessene Lastenverteilung wesentlich gemildert und hierdurch erträglicher gemacht werden. Der größte Vorteil aber würde durch die handliche Besitzsteuer den sie einführenden Staaten dadurch zugehen, daß es bei ihnen unaufbringliche Defizits nicht mehr geben würde, daß sie hierdurch nicht nur unabhängiger und freier vom Großkapitale werden, sondern daß sie dieses sogar aus dem Gebiete der hohen Politik in das seiner natürlichen Grenzen zurückweisen könnten.



Von unsern Gymnasien.



rarys geistreiches Buch: *La question du latin*, das in kurzer Zeit die vierte Auflage erlebt hat, lehrt, daß auch jenseits des Rheins die Frage nach dem Wert oder Unwert unsrer klassischen Erziehung die Gemüter der Gebildeten weithin bewegt.^{*)} So wenig wie in Frankreich ist bei uns die Frage abgeschlossen und wird es voraussichtlich noch lange nicht sein. Unsrer Schulverwaltungen zögern,

^{*)} Frary, *La question du latin*. 4^{ème} édition. Paris, 1886. 381 S. Dagegen: Heinrich, *Le procès du latin*. *Observations sur le livre de M. Raoul Frary*. Paris, 1886.

einen entscheidenden Schritt zu thun, und die schwerwiegende Bedeutung, die jeder Mißgriff auf Generationen hinaus haben könnte, macht auch weise Vorsicht zur Pflicht.

Die Frage, ob unser Gymnasium das sei, was es sein könnte, ist oft gestellt, oft beantwortet und dennoch nicht gelöst worden. Seine Freunde berufen sich auf das Latein als unentbehrliches Hilfsmittel, auf den „Geist des Altertums“, auf die unerreichten Meister griechischer Poesie und Prosa, welche unsre Jugend mit Idealen erfüllen müßten. Ihre Gegner weisen mit Hohn auf die Hunderte von tüchtigen Gymnasialabiturienten hin, die mit dem Prüfungszeugnis in der Tasche so rasch als möglich ihre „Klassiker“ beim Antiquar verschleudern und in süßem Nichtsthun über alles andre, nur nicht über den „Geist des Altertums“ nachdenken. In der That, wollte man den Wert der Gymnasialerziehung nach der Liebe und Begeisterung, die sie zum Geist der Griechen und Römer einflößt, beurteilen, so würde man die Abschreckung als ihre vornehmste Pflicht betrachten müssen, mittels deren es gelingt, in neunzig von hundert jede Hinnneigung zu den Klassikern so radikal als möglich auszurotten, und die müden Gesichter unsrer Gymnasialabiturienten, besonders derer, die auf einem sogenannten „ersten“ Gymnasium waren, sind in Wirklichkeit der Annahme wenig günstig, daß der Trank aus dem Jungbrunnen der Antike sehr erfrischend gewesen sei. Von den zehn Prozent, welche später einmal im Leben wirklich ihren Sophokles oder eine Anthologie griechischer Dyrker zur Hand nehmen, thun es — von Philologen natürlich abgesehen — fünf, wie ich fürchte, trotz des Gymnasiums, nicht wegen desselben, und nur die letzten fünf, weil sie vorzüglichen und verehrten Lehrern nachhaltige Anregungen verdanken. An dieser Thatfache läßt sich nicht rütteln. Eine Statistik, wenn es möglich wäre, eine solche aufzustellen, würde wahrscheinlich noch betrübendere Ergebnisse zeigen, und ich weiß nicht, ob unsre Pädagogen sich das immer vor Augen halten, und wenn sie es thun, ob sie es beherzigen. Vielleicht würden sie geneigter sein, etwas milder gegenüber den Angriffen zu urteilen, die laut an ihre Pforte klopfen. Sie berufen sich auf die ewige Schönheit des klassischen Altertums, als ob man davon viel lernte, und ihre Gegner anderseits nehmen die gegenwärtige Methode für klassische Erziehung und schütten so das Kind mit dem Bade aus. So wird eine Verständigung freilich schwer möglich sein.

Latein und Griechisch haben sicher den höchsten Bildungswert. Aber das Lateinische hat einen andern als das Griechische, und das Griechische einen andern als das Lateinische. Das klingt so einfach, daß man sich fast scheut, es auszusprechen, und doch zieht man die Konsequenzen davon nicht. Beide Sprachen werden in gleicher Weise gelehrt, als ob sie parallel stünden, nicht als ob sie sich gegenseitig ergänzten, und so erzielt man den bekannten Mißerfolg, daß weite Kreise das Griechische für höchst überflüssig halten.

Die formale Ausbildung, die das Latein gewährt, stellt an den Unterricht

andere Anforderungen als das Griechische. Im Prinzip des lateinischen Unterrichts wird wenig zu ändern sein. Umso mehr im Griechischen. Bei diesem kann es nicht auf Exerzitien und Formen, sondern nur auf Lektüre ankommen. Die glückliche Hand des preußischen Kultusministers hat das richtige getroffen, indem sie die Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische verbannte und an ihre Stelle die aus dem Griechischen ins Deutsche setzte. Wir zweifeln, ob man nun auch den gesamten Unterricht in den obern Klassen im Geiste dieser Vorschrift regelt, ob man die Bekanntschaft mit den Meisterwerken griechischer Komposition der formalen Ausbildung überordnet. Wir hören, obschon es schwer ist, daran zu glauben, daß an manchem Gymnasium Sophokles den Schülern garnicht zu Gesicht kommt, und der Verfasser dieser Zeilen weiß aus eigener Erfahrung, daß während seiner Schulzeit alle Proben griechischer Lyriker aus dem Unterricht verbannt gewesen sind.

Zum Geist des griechischen Altertums gehört untrennbar seine Kunst. Es ist zwar gewiß nicht zu wünschen, daß Archäologie in den Lehrplan aufgenommen werde; aber es ist vom pädagogischen Standpunkte hoffentlich nicht verboten, den Schülern einige Meisterwerke in Wort und Bild zu erläutern, und noch heute dankt der Verfasser einem einzigen Aufsatzthema, welches nichts als eine einfache Beschreibung der Laokoongruppe, nach einer in der Prima aufgehängten Photographie, verlangte, mehr nachhaltige Anregung als einem Duzend griechischer Exerzitien, kraft deren er noch heute weiß, daß das Perfektum *ἀλήλουπα* — „höchst selten vorkommt.“ Die kahlen Wände unsrer Gymnasialklassen, die nur selten eine Photographie belebt, lehren besser als viele Worte, wie man die Schüler in den Geist des griechischen Altertums einführt. Die Abbildungen der Sophoklesstatue oder der Demosthenesstatue, welche sich in der Prima deutscher Gymnasien befinden, werden zu zählen sein, obwohl die Gebrüder Micheli in Berlin sie in Gyps mit 21, in Elfenbeinmasse mit 42 Mark verkaufen. Der Grund liegt tiefer. Wie nämlich unsre Philologiestudirenden sich den Geist des griechischen Altertums zurecht legen, darüber wird ein Professor der klassischen Archäologie am ersten geeignet sein, Auskunft zu geben. Im Examen wird Bekanntschaft mit der Kunstgeschichte nicht verlangt, und somit ist es höchst wertlos, die Aegineten oder den Parthenonfries zu studiren. Diese Gleichgiltigkeit aber ist die Mutter der Theorie, daß es schädlich oder zerstreuend sei, solche Dinge den Gymnasiasten vorzuführen. Theorien haben ja oft merkwürdig heterogene Thatfachen zur unwillkürlichen Veranlassung.

Ohne Grammatik geht es gewiß nicht. Aber ist es nicht höchst überflüssig, nach *ἐνήμερα* zu fragen, das im Kreise der Schullektüre garnicht und nach *μεσολαρεος*, das so gut wie garnicht vorkommt? Für den Grammatiker mögen es interessante Formen sein, aber nicht für den Schüler, der so seltene Dinge nötigenfalls im Index zu seiner Grammatik oder in seinem Wörterbuch leicht finden kann. Es ist ja vielleicht pädagogisch wirksam, nach Formen zu fragen, die

thatsächlich nie vorkommen — nur um die Sattelfestigkeit der Schüler zu prüfen; ob aber das Interesse am Altertum damit gefördert wird, wagen wir doch zu bezweifeln. Und ist es nicht mehr als überflüssig, ist es nicht geradezu sinnlos, die sogenannten „Extemporalien,“ jene für die Lehrer ja recht bequemen, für alle etwas langsameren, Zeit brauchenden Schülerköpfe aber geradezu folternden und bei allen Schülern ausnahmslos gefürchteten und verhaßten Übersetzungsübungen, mit grammatischen Seltenheiten zu spicken, und nach dem Ausfall solcher „Extemporalien“ dann den Wert eines Schülers zu bemessen? Ja wenn noch tieferes grammatisches Interesse manche Herren zu solcher Art des Unterrichts veranlaßte! Es wäre auch dann noch unrecht, aber doch erklärlich. Wir fürchten indes, daß nicht einmal grammatisches Interesse die wahre Triebfeder für eine solche „Einführung in den Geist des klassischen Altertums“ ist. Die Professoren der vergleichenden Sprachwissenschaft an unsern Universitäten, die manchmal kaum ein halbes Duzend Zuhörer haben, könnten vielleicht über die grammatischen Interessen der zukünftigen Philologen Auskunft geben. Somit sieht es fast so aus, als ob im griechischen Schulunterrichte das bewegende Element der platteste Formalismus sei.

Noch ein Punkt. Es macht auf Fernerstehende den Eindruck, als ob den jungen Philologen eine weitumfassende Lektüre nicht mehr ihr nächstes und wichtigstes Ziel geblieben sei, als ob sich ihre Belesenheit sehr beschränke und, natürlich zufällig, gerade mit Vorliebe auf solche Schriftsteller, welche beim Examen besonders berücksichtigt werden. Bei den Staatsprüfungen ist es Sitte oder Gesetz, nur einige bestimmte Autoren als bekannt vorauszusetzen, und so verengert sich wie mittels eines Naturgesetzes das Gesichtsfeld der für das Examen arbeitenden Masse — denn um nur diese handelt es sich, nicht um einige vortreffliche Ausnahmen — in demselben Grade, wie die Traditionen der Prüfungskommissionen ihnen bekannt werden, trotz aller Einwirkungen ihrer Lehrer, die nicht müde werden, auf die Lektüre als notwendigste Grundlage hinzuweisen. Sollte sich hier nicht einwirken lassen, indem man beim Examen vor allem Belesenheit und immer wieder Belesenheit, also praktische Literaturgeschichte, vorschriebe und verlangte? Sicherlich würde dann auch auf dem Gymnasium vieles besser werden und die Freude am Altertum eher wiederkehren.

Wir sind Freunde, und zwar warme Freunde der klassischen Erziehung. Wir wünschen, daß das Gymnasium wieder imstande wäre, unsre Jugend mit Freude an den unvergleichlichen Vorbildern griechischer Kunst zu erfüllen, unsre heranwachsende Generation wieder zu beleben, nicht, wie uns, zu ermüden. Weder durch die französische noch selbst durch die englische Literatur läßt Apollo mit den Mäusen sich jemals verdrängen. Nur dieser Grund hat uns zu sprechen bewogen; nicht der Wunsch, den Gegnern neue Waffen in die Hand zu geben. Deren Zahl wird, wenn es so weitergeht wie bisher, ohnehin bald Region sein.

-r-